

Nr. 142. Bromberg, den 24. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Winifred war während des kleinen Diners, das sie in einem eleganten Restaurant in der Nähe der Oper einnahmen, gesprächiger denn je. Deane, etwas abgespannt, war zuerst etwas schweigsam. Sie trug ein schwarzes Samtkleid, eine Perlenschnur, die ihr erst an diesem Nachmittag zur Ansicht gesandt worden war, und Perlenohrgehänge, über die sie ihn um seine Meinung befragte. Viele Leute kannten ihn und zeigten ihn andern — den Mann, über den jetzt jeder sprach, den Mann, von dem man annahm, daß er am Rande des gesellschaftlichen und finanziellen Ruins stand, der vielleicht nur wenige Stunden mehr auf freiem Fuß war — und jetzt mit einem ihnen allen unbekannten Mädchen, das jedenfalls aus seinem Gesellschaftskreis war, dort saß! Manche von ihnen wunderten sich, daß sie sich jetzt mit ihm zeigte, hauptsächlich die Männer. Die Frauen, die sahen, daß er wie gewöhnlich aussah, gepflegt, gut gekleidet, gut gelaunt, bewunderten ihn wegen seines Mutes.

Sie waren die wenigen Minuten bis zur Oper stillschweigend gefahren. Dennoch erschien Deane seine Nachbarin heute abend etwas zugänglicher. Er war so erstaunt, zu bemerken, daß er soviel Anteil an ihrer Stimmung hatte, nicht weniger aber darüber, daß er jede Gelegenheit benutzte, ihre Hand zu berühren und von dem Ende ihres Brautstandes zu sprechen. Manchmal kam es ihm vor, als wenn ihre Hand länger in der seinen blieb, daß die Kühle ihres Benehmens nachließ. Aber es war vielleicht nur Einbildung, dachte er, als er ihr durch den Korridor zu ihren Sitzen folgte. Sie war wahrscheinlich so wie sie ihm immer erschienen war — ein gefülloses, gleichgültiges Geschöpf, mit einer Gier nach Schmuck und schönen Kleidern — das schlechte Resultat der ganzen Jahre der Entbehrungen. Dennoch wurde sein Glauben an ihre Kälte in diesem Abend etwas erschüttert. Es war das erstemal, daß sie zusammen in der Oper waren, und er hatte gedacht, sie würde so dasitzen, wie sie es bisher in den andern Theatern getan hatte — leicht gelangweilt, etwas lässig, gleichgültig, nur interessiert daran, wer die Leute sind, die um sie herumsitzen. Heute abend wurde er sich klar darüber, daß es Dinge gibt, die in ihr Gefühle erwecken konnten, wenn auch er es nicht imstande war. Er sah ihre Augen leuchten und leicht und milde werden, während Isolde sang. Mehr als einmal sah er sie vor Erregung zusammenzucken. Durch Zufall berührte sie seine Hand und er empfand einen Schauer, der ihn erschreckte. Für einen Augenblick vergaß er alle die elenden Geschäfte, in die er verstrickt war. Die große, leidenschaftliche Liebesgeschichte pochte auch in seinem Herzen und seinen Adern. Die Gestalten auf der Bühne erschienen für einen Augenblick matt. Er empfand in diesen wenigen Minuten zum erstenmal in seinem Leben die wahre Bedeutung dieser wundervollen Erregung, mit der die ganze Atmosphäre um ihn herum angefüllt zu sein schien, und fast gleichzeitig stellte er sich die große Frage: teilte sie dieselbe auch und konnte eine solche Leidenschaft ohne Gegenliebe entstehen? Er beugte sich vor, bis er ihr ins Gesicht sehen konnte, und sein Herz erbebte! All die Leidenschaft, das ganze Geheimnis einer innigen Liebe — lag auf ihren Zügen, war in ihren leuchtenden Augen, in ihren halbgeöffneten Lippen! Er konnte nur einen Blick auf sie werfen, denn, als ob sie seine Beobachtung fühlte, erhob sie den Fächer, ihre Augen hatten sich getroffen. Das Rätsel blieb für ihn ungelöst!

Deane kehrte in die Wirklichkeit zurück, als der Vorhang fiel. Seine Begleiterin atmete tief und lehnte sich in den Sessel zurück.

„Wollen Sie nicht auf den Gang gehen und rauchen?" fragte sie ruhig. „Ich habe keine Lust zu sprechen. Die Musik ist wundervoll."

Er verließ sie ohne Einwendung. Bloß als er das Ende seiner Reihe erreicht hatte, blickte er sich nochmals um. Sie hatte sich nicht gerührt. Ihre Augen waren geschlossen und sie schien wie erschöpft von der Anstrengung des Zuhörens. Er ging in den Erfrischungsraum und summte vor sich hin. Es war dennoch eine Maske, die sie trug! Er empfand eine plötzliche Erleichterung. Er empfand aber auch, daß diese Verlobung, die ihm eine verächtliche Herabwürdigung erschienen war, plötzlich die wichtigste, begehrenswerteste Angelegenheit seines Lebens wurde!

Kapitel XVII

Ein verzweifelter Anruf

Der bedeutende Rechtsanwalt, den Deanes telephonischer Anruf hergeholt hatte, saß in einem bequemen Lehnstuhl neben Deanes Schreibtisch. Er war ernst, aber nicht entmutigend.

„Sehen Sie, Deane," sagte er, „vor allem kommt es sehr viel auf dieses angebliche Dokument an. Der ganze Prozeß hängt eigentlich davon ab. Wenn die Verteidiger nicht imstande sind, es zu verschaffen, oder Zeugen, die seine Existenz beschwören können, so glaube ich nicht, daß sie uns viel antun können, besonders, wenn wir so vorgehen, wie ich es bereits geraten habe. Bis jetzt haben wir noch keine Andeutung bekommen dafür, daß die Gegenseite auch nur auf die leiseste Spur dieses fraglichen Dokumentes gekommen ist. Wenn sie andererseits in seinen Besitz käme, so ist sie verpflichtet, uns zu verständigen. Darf ich Sie fragen, Mr. Deane, was Sie in bezug auf diese Möglichkeit glauben?"

„Es ist nicht wahrscheinlich", antwortete Deane. „Nach meinem besten Wissen und Gewissen besteht so ein Dokument überhaupt nicht."

„In diesem Falle," fuhr der Anwalt fort, „brauchen Sie über den Prozeß überhaupt keine Sorge zu haben. Natürlich wird der Beklagte keine lange Strafe bekommen."

„Ich verlange es nicht einmal", antwortete Deane. „Ich hätte ihn überhaupt nicht angeklagt, aber dies schien mir der einzige Weg, um ernstlichen Unannehmlichkeiten auszuweichen."

„Es tut mir leid," sagte der Anwalt, „daß die ganze Sache von der Zeitung und der Öffentlichkeit so ernst aufgefaßt wurde. Ich sehe, Ihre Aktien sind auf einen lächerlichen Betrag gefallen."

„Das ist eine Gelegenheit für die Leute, Geld zu verdienen", bemerkte Deane. „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Hardaway, daß Sie hergekommen sind."

Der Advokat empfahl sich. Deane saß einige Zeit in Gedanken versunken. Die Grundlage seines Wesens war Neigung zur Wahrheit. Sein jetziges Vorgehen war widerwärtig — ihm selbst abstoßend, dennoch kämpfte er gegen Hesferom mit dessen eigenen Waffen. Der Mann war ein Erpresser — nichts anderes. Dennoch schien diese Tatsache nicht Deanes Hände rein zu machen. Und dann war das Mädchen da! Die Erinnerung an ihr Gesicht verfolgte ihn, ihr verzweifelter Zustand war zu klar und deutlich. Falls das Dokument das Papier wert war, auf das es geschrieben war, so war er es, der sie verdrängt hatte, und moralisch verantwortlich für ihre Verzweiflung. Er fühlte sich unbehaglich. Es war beinahe eine Erlösung, als das Telephon klingelte.

„Ist dort Mr. Deane?" fragte eine weibliche Stimme.

„Ja", antwortete er.

„Mr. Stirling Deane?"

„Ja — was ist los?" fragte er schnell. Einen Augenblick herrschte Stillschweigen. Die erschreckte Stimme, die ihm so bekannt vorgekommen, war verstummt. Er konnte aus dem Zimmer, mit dem er verbunden war, den melodiösen Gang einer Schweizer Uhr — den Ruf eines Vogels — hören, und wollte gerade die Zentrale anrufen, als plötzlich ein Schrei des Entsetzens und der Todesangst an sein Ohr drang.

„Stirling! Mr. Deane! Stirling! Kommen Sie —!"

Plötzlich brach dieser wahnsinnige Schrei ab. Das letzte Wort klang gedämpft, als wenn etwas gegen den Mund des Sprechers gehalten würde. Man hörte das Fallen eines Sessels oder sonst eines schweren Möbelstückes. Dann Schweigen; — Schweigen, verhängnisvoll schwer, zum Rasendwerden . . .

Deane rief die Zentrale an. Die junge Dame, die ihm antwortete, war etwas geärgert über sein Ungestüm.

„Ich will, daß Sie mir sagen, mit wem ich eben gesprochen habe!" rief er aus. „Von wo aus bin ich vor wenigen Augenblicken angerufen worden?"

„Wir beobachten Lokalanrufe nicht", antwortete die junge Dame. „Bitte abzuläuten!"

„Halt!" rief Deane. „Bitte hören Sie zu! Es ist wichtig! Ich bin Mr. Deane — Mr. Stirling Deane von der Vereinigten Bergwerksgesellschaft. Ich bin gerade von einer Frau in Gefahr angerufen worden. Von jemandem, der um Hilfe bat. Sie wurde vom Telephon weggeschleppt, bevor sie mir sagen konnte, von wo sie anrief. Sie müssen versuchen, die Nummer für mich herauszubekommen. Sie müssen es tun! Es kann sich um Leben und Tod handeln!"

Einen Augenblick war es ruhig — dann ein summendes Geräusch — dann eine Männerstimme. „Bedaure, Herr," sagte sie, „unsere Angestellte kann sich nicht genau an die Nummer erinnern, die mit Ihnen sprach. Aber es war ein Haus in Red Lion Square. Das weiß sie bestimmt."

„Wieviele Abonnenten haben Sie dort?" fragte Deane schnell.

„Vier- oder fünfundzwanzig, Herr", antwortete der Mann. „Bedaure, Ihnen nicht weiter behilflich sein zu können."

Deane verließ das Bureau so eilig, daß eine Menge neuer Gerüchte entstanden. Er fuhr so schnell, als es sein Auto vermochte, bis zu der Ecke des Red Lion Square. Er hatte das Telephonbuch auf den Knien und schrieb Adressen ab. Er betrat das Red Lion Square zu Fuß mit dem Papier in der Hand. Es waren achtundzwanzig Adressen darauf. Er wußte nicht, wo er anfangen sollte.

Sieben oder acht waren die Adressen von Geschäftslokalen. Diese strich er aus. Dann versuchte er es bei den andern. Er befragte viele Leute nacheinander, aber erfolglos. Er wurde überall mit Mißtrauen empfangen. Die meisten Häuser waren in kleine Wohnungen eingeteilt oder billige Mietshäuser. Halb bekleidete Frauen schielten nach ihm über das Treppengeländer, schäbige Männer jeden Alters bemühten sich sklavisch, ein Trinkgeld zu ergattern. Nach und nach kam er darauf, daß dies Suchen ein fast hoffnungsloses Beginnen sei. Die Leute standen vor ihren Eingangstüren und sahen ihn höhnisch an. Frauen hingen aus den Fenstern heraus und riefen ihm derbe Einladungen oder spöttische Bemerkungen über seine Beharrlichkeit zu. Er war am Ende mit seinen Nerven, sein Blut kochte. Wenige, vielleicht ein paar hundert Meter von ihm entfernt war das Mädchen in den Händen von Leuten, die ihr übelwollten. Der Schrecken in ihrer Stimme war keine gewöhnliche Angst. Sie mußte dem Ärgsten gegenüberstehen.

Er erreichte das letzte Haus, das er auf seiner Liste hatte. Es war auf der entferntesten Seite des Platzes und eines von den besseren, dem Äußeren nach zu urteilen. Entgegen den gebräuchlichen Gewohnheiten war die Eingangstüre geschlossen und die meisten Jalousien heruntergelassen. Es war kein Lebenszeichen wahrzunehmen, als er anläutete. Dennoch ging nach einem Augenblick die Türe auf und ein nett gekleidetes Stubenmädchen erschien.

Deane nahm eine neue Taktik an. Er zog einen Sovereign aus der Tasche und hielt ihn in der Hand. „Sie haben, glaube ich", sagte er, „die Telephonnummer 0198. Jemand rief mich von hier vor ungefähr einer Stunde an. Ich erkannte die Stimme, aber die Botschaft war ungenau. Wollen Sie bitte Miß Rowan melden, daß ich hier bin?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Hier wohnt keine Miß Rowan, Herr", antwortete sie.

„Eine sehr blasse junge Dame, groß und schlank, die eben erst angekommen ist", beharrte Deane. „Ich möchte sie schnell finden. Können Sie mir nicht helfen?"

Er zog eine Handvoll Silbermünzen heraus und das Mädchen sah sie mit gierigen Blicken an. Sie seufzte, während sie nochmals den Kopf schüttelte.

„Es ist niemand dieses Namens hier, Herr," sagte sie — „eigentlich überhaupt keine junge Dame."

„Sind Sie dessen ganz sicher?" fragte Deane sinkenden Mutes.

„Vollkommen", antwortete das Mädchen zuversichtlich. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie die Türe schließen. Es wäre möglich gewesen, daß Deane daraufhin fortgegangen wäre, falls er nicht noch einmal einen prüfenden Blick auf sie geworfen hätte. So aber blieb er im Innern der Türschwelle stehen. Er sah sie nochmals an. Er hatte richtig gesehen. Puderspuren waren auf ihren Wangen und ihre Augenbrauen waren nicht echt. Unter ihrem netten schwarzen Rock hatte er ein Paar braune à jour Strümpfe erblickt und braune Wildlederschuhe mit einer großen Schleife und hohen Absätzen. Er wußte, daß man keinem gewöhnlichen Dienstmädchen gestatten würde, so gekleidet zu gehen.

„Ich möchte Ihre Herrin sprechen, bevor ich gehe", sagte Deane entschieden. „Bitte, gehen Sie es ihr melden. Ich werde sie nur einen Augenblick aufhalten."

„Sie ist nicht zu Hause", antwortete das Mädchen mit sichtlich verändertem Tone. „Bitte, bleiben Sie nicht hier, oder ich werde Verdruß haben."

„Ich bedaure," antwortete Deane, „aber falls sie nicht zu Hause ist, so werde ich auf sie warten."

Er war jetzt in der Halle — einem schäbigen, unordentlichen Raum mit einem zerbrochenen Spiegel und Hutständer als einzige Einrichtungsgegenstände und einem sehr beschmutzten Linoleum am Boden. Die Treppe ging von dort gerade hinauf und Deane blickte hin. Er sah einer Frau ins Gesicht, die sich über das Geländer herunterbeugte. Sie zog sich fast sofort zurück und kam herunter. Deane ging ihr entgegen. Sie war schwarz gekleidet, sehr blaß, mit großen Ohrgehängen, hübsch auf ihre Art und keinesfalls eine alltägliche Erscheinung.

„Sie wollten mich sprechen?" fragte sie etwas zögernd, als sie unten an der Treppe angelangt war. „Ich denke, ich hörte Sie dem Dienstmädchen sagen, daß Sie ihre Herrin sprechen wollen."

„Sie haben recht, gnädige Frau", antwortete Deane. „Ich möchte mit Ihnen sprechen."

„Und was wünschen Sie?" fragte die Dame.

„Eine Gefälligkeit," antwortete Deane, „für die ich bereit bin, zu zahlen — reichlich zu zahlen. Ich bin auf der Suche nach einer jungen Dame, die mich vor erst einer Stunde angerufen hat — ich glaube, aus diesem Hause. Ich biete demjenigen, der mir beim Suchen behilflich sein kann, eine Belohnung von zweihundert Pfund an."

Er erhob die Stimme. Er wollte, daß das Dienstmädchen oder besser gesagt, jene, die sich dafür ausgab, ihn hörte. Er konnte sie nicht beobachten, aber es schien ihm, als ob sie näherkäme und aufmerksam zuhörte.

„Ich fürchte, Sie sind in ein falsches Haus gekommen", antwortete die Dame freundlich. „Es ist keine sehr nette Nachbarschaft hier, das weiß ich, aber wir sind ganz anständige Leute und haben überhaupt keinen Telephonanschluß."

„Überhaupt keinen Telephonanschluß?" wiederholte Deane. „Aber ich habe Ihre Nummer und Ihren Namen von der Telephongesellschaft — Mrs. Gravice!"

„Mrs. Gravice ist ausgezogen", erklärte die Dame. „Ich habe das Haus gemietet, aber da ich das Telephon nicht brauche, habe ich es wegnehmen lassen."

„Kann ich die Stelle sehen, wo es angebracht war?" fragte Deane. „Ich habe einen besonderen Grund, um danach zu fragen."

„Keinesfalls", antwortete die Dame etwas scharf. „Öffnen Sie die Türe, Hilde. Wir haben Ihnen sonst nichts mehr zu sagen, Herr."

Das Mädchen gehorchte und Deane nahm widerstrebend seinen Hut. Er war schon auf der Türschwelle, als er plötzlich stehenblieb. Er ging schnell zurück. Die Frau war blaß wie der Tod geworden. Aus einem der Zimmer oben ertönte das schrille, unfehlbare Geräusch einer Telephonglocke und, gemischt damit, der Klang einer Kuckucksuhr.

„Schließen Sie die Türe", sagte Deane streng. „Gnädige Frau," sagte er, indem er sich an die Frau des Hauses wandte, „es ist noch immer im Bereiche Ihrer Möglichkeit, zweihundert Pfund zu verdienen!"

Die Frau sah ihn an. „Zweihundert Pfund!" sagte sie, „ist sehr viel Geld. Man trägt solche Summen nicht bei sich herum."

Deane steckte die Hand in die Tasche und zog einen Stoß Banknoten hervor. „Ich habe zwölf Zehnpfundnoten hier", sagte er, „und für den Rest kann ich Ihnen einen Scheck schreiben. Sie wissen, was ich will. Wenn Sie mich fortschicken, so werde ich mit einem Hausdurchsuchungsbefehl in weniger als einer halben Stunde wieder hier sein."

Sie streckte die Hand nach den Banknoten aus. „Folgen Sie mir", sagte sie. „Sie müssen wissen, daß ich nur eine Mietshausbesitzerin bin. Ich kann für meine Mieter und ihre Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden."

„Das verstehe ich", sagte Deane ungestüm. „Schnell! Führen Sie mich die Treppe hinauf!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine geheimnisvolle Pflanze.

Von Professor Dr. W. Anderssen-Berlin.

Wieviel Menschen haben wohl schon etwas vom wirtschaftlichen Nutzen der Diatomeen gehört? Und doch putzt du vielleicht deine Zähne mit Diatomeen; polierst dein Auto mit ihnen; wäschst dir deine Hände mit Seife, die sie enthält; fährst über Asphalt, der durch sie gebunden wird; arbeitest in einem Betonhaus, bei dessen Aufführung Tonnen von ihnen Verwendung fanden; verzehrst dein Mittag an einem Kunststeintisch, der aus ihnen besteht; bezahlst mit einem Scheck, dessen Papier wahrscheinlich von ihnen wimmelt; kehrst in deinem Auto heim, das mit Brennstoff gefüllt ist, der durch sie filtriert wurde, und begibst dich schließlich in dein Haus, das durch sie isoliert worden ist. Und das alles, obwohl du vielleicht noch nie bewußt eine Diatomee gesehen, gefühlt, gerochen oder überhaupt etwas von ihr gehört hast.

Der Grund für diese Unbekanntheit der Diatomee liegt auf der Hand: sie ist nämlich mit dem bloßen Auge nicht sichtbar. Die Diatomee ist eine mikroskopische Pflanze, die zu den allerverbreitetsten Lebewesen der Erde gehört. Sie ist ein Protoplasmaklümpchen in einer honigwabenartigen Kieselhülle und lebt in fast allen Süß- und Seegewässern der Welt. Die für die Wirtschaft allein in Betracht kommende Diatomeenerde besteht aus den Gehäusen abgestorbener Diatomeen, die sich auf dem Boden eines Wasserbeckens angesammelt haben und später durch eine geologische Erhebung an die Oberfläche gelangt sind. Solche Lager von Diatomeenerde gibt es in allen Teilen der Welt; aber das reichste und reinste liegt in Kalifornien und den angrenzenden Küstenländern.

Die Diatomeen sind zum erstenmal in den Jahren 1703 und 1704 in den Veröffentlichungen der Royal Society von England beschrieben worden, obwohl sie auch schon vorher bekannt waren. In den darauffolgenden 200 Jahren haben die berühmtesten Gelehrten der Welt darüber gestritten, ob diese Wesen Tiere oder Pflanzen seien. Weder die Zoologen noch die Botaniker haben sie als in ihr Gebiet gehörig anerkennen wollen.

Erst als man zu Beginn dieses Jahrhunderts entdeckte, daß sie Chlorophyll (Pflanzengrün) enthalten, war die Frage dahin entschieden, daß sie Pflanzen sind. Ihren Namen haben sie im Jahre 1805 erhalten. Mit den damaligen Mikroskopen konnte man nur erkennen, daß die Diatomeen sehr klein, daß sie von länglicher Gestalt und mit einer in der Längsrichtung gehenden Ausbuchtung versehen und daß sie in der Mitte durch eine Art Gürtel in zwei Abteilungen zerlegt sind. Man beobachtete auch, wie die Diatomeen sich dadurch vermehren, daß sie an der Stelle, wo der Gürtel läuft, auseinanderfallen, worauf jeder Teil wieder zu einer vollständigen Diatomee heranwächst.

Auf Grund dieser Beobachtungen nannte man diese Wesen Diatomeen, was vom griechischen „diatomeo", das heißt „entzweischneiden", abgeleitet ist. Seither hat man 8000 Arten von Diatomeen kennengelernt, die 150 Familien bilden, und beständig werden noch neue Spielarten von ihnen entdeckt. Der deutsche Name für Diatomeen ist Stab- oder Kieselalgen.

Es gibt zwei Hauptarten von Diatomeen: Süßwasser- und Seewasserdiatomeen. Außer Wasser scheinen sie nur Licht zu ihrem Gedeihen zu gebrauchen. Nur in faulendem oder sehr salzhaltigem Wasser, wie es das Tote Meer oder der Große Salzsee aufweisen, kommen sie nicht vor.

In wie ungeheurer Zahl die Diatomeen tatsächlich im Meere vorkommen, kann man daraus ersehen, daß man im nördlichen Stillen Ozean in der Nähe der Insel Unimac in einem Liter Wasser 7 850 000 Diatomeen fand. Nördlich des 60. Breitengrades sind 5 bis 6 Millionen Diatomeen auf das Liter ganz gewöhnlich. Dagegen findet man südlich des 60. Breitengrades südlicher Breite bei Temperaturen, die mit denen nördlich des 60. Breitengrades nördlicher Breite ganz übereinstimmen, selten mehr als eine halbe Million auf das Liter Wasser.

Seit der Entdeckung der Diatomeen haben Hunderte von Gelehrten die Erforschung dieser Kleinlebewesen zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. Ihre Kleinheit war sogar eine der Haupttriebfedern für die immer weitergehende Vervollkommnung des Mikroskops. Heute hat dieses die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit erreicht, und doch sind die Gelehrten noch fern davon, den verwickelten Bau dieser merkwürdigen Kieselpflanzen zu kennen.

Der erste Gebrauch von Diatomeenerde, der uns berichtet wird, wurde im Jahre 522 von den Römern gemacht, die daraus sogenannte „schwimmende Ziegel" verfertigten. Kaiser Justinian befahl, daß die Kuppel der Hagia Sophia aus Diatomeenerde gebaut werde, damit sie ein möglichst geringes Gewicht habe. In den Handel wurde Diatomeenerde zuerst in den Vereinigten Staaten gebracht, wo man im Jahre 1865 daraus ein Zahnpulver herstellte.

Diese Diatomeenerde stammte aus einem Süßwasserlager bei Beddington im Staate Maine. Dann folgte im Jahre 1873 die Herstellung eines Metallputzmittels, zu dem Diatomeenerde aus einem Süßwasserlager bei Keene im Staate New Hampshire verwendet wurde.

Im Jahre 1888 begann man die Diatomeenlager in Nevada abzubauen und nach England auszuführen. Die Engländer stellten daraus gleichfalls Metallputzmittel her. Auch verwandte man diese Erde zur Aufsaugung flüssigen Düngers. Kurz darauf verfiel man auf den Gedanken, Diatomeenerde dem Zement beizumischen, um ihn leichtflüssiger zu machen und ihm eine glatte, blasenfreie Oberfläche zu verleihen. Auch wird der Zement dadurch haltbarer.

Durch diese Entdeckung begann auf einmal die Nachfrage nach Diatomeenerde riesig zu steigen. Dadurch geriet man in Verlegenheit, wie man den Abbau so schnell vornehmen sollte. Während nämlich alle übrigen nichtmetallischen Mineralien beim Abbau einfach zermahlen werden, konnte man dieses Verfahren bei der Diatomeenerde nicht einschlagen; denn ihr Hauptwert bestand gerade in ihrer siebartigen Struktur, die man durch die Zer-

mahlung zerstört hätte. Die Amerikaner haben daher Millionen von Dollar aufgewandt, um die nötige Maschinerie zur Losbrechung der Diatomeenerde im großen und zu ihrer Aussonderung nach dem Reinheitsgrad zu schaffen.

Eine der wichtigsten Entdeckungen an der Diatomeenerde war, daß sie sich infolge ihres zähen Zusammenhanges und ihrer Porosität aufs beste als Filtrierstoff eignet. In der Zucker- und Ölindustrie findet sie zu diesem Zweck jetzt fast allgemeine Anwendung. Durch keine andere Filtrierweise vermag man pflanzliche Öle in solchem Maß zu klären. Auch zur Durchseihung von Wein, Bier, Sirup und zahllosen anderen Stoffen wird Diatomeenerde mit Vorliebe verwandt. Es handelt sich nur darum, für jeden durchzuseihenden Stoff die geeignetste Diatomeenerde auszuwählen.

Eine der neuesten Anwendungen der Diatomeenerde ist ihre Vermischung mit Asphalt, um ein Straßenpflaster herzustellen, das in der Sonne nicht erweicht und sich nicht verzieht. Ferner ist Diatomeenerde ein sehr schlechter Wärmeleiter und kann deshalb gut als Isolator gegen Wärme verwendet werden. Da die Diatomeenerde erst bei 1100 Grad Celsius schmilzt, können ihre wärmeabhaltenden Eigenschaften auch bei Geräten verwandt werden, die der Hitze ausgesetzt sind.

Die Diatomeenerde ist aber nicht nur ein schlechter Wärme-, sondern auch ein sehr schlechter Schalleiter und hat daher neuestens auch zur Bekämpfung von Geräuschen bei Baulichkeiten erfolgreiche Verwendung gefunden. Auch in der Papierfabrikation und bei der Herstellung von Seifen wird sie jetzt viel verwendet, und wegen ihrer milden Schleifwirkung benutzt man sie gern als Putzpulver für empfindliche Schmucksachen. Kürzlich ist es einer amerikanischen Fabrik gelungen, Glasurziegeln durch Diatomeenerde einen Überzug zu verleihen, der so hart wie andere Glasur ist, aber sich weich wie Ziegenleder anfühlt und einen ganz besonders sanften Glanz hat.

So findet schon heute die geheimnisvolle kleine Diatomee die verschiedenartigste Verwendung, und es ist kein Zweifel, daß ihre Verwendungsweisen in kurzer Zeit noch erheblich zunehmen werden. Fast jeder Tag bringt eine neue Anwendung oder die Verbesserung einer alten.

Auto mit Betäubungsgasen.

Die neueste Variante in der erfindungsreichen Welt des amerikanischen Verbrechertums wurde bei einer Newyorker Gerichtsverhandlung aufgerollt. Eine größere Gruppe Personen betreibt ihre systematischen Erpressungen in der Weise, daß sie Leute, die so aussehen, als ob sie ein Scheckbuch bei sich trügen, betäubt und sie dann in bestimmte Kneipen bringt, wo sie sich loskaufen müssen.

Das Sensationelle an der Geschichte ist jedenfalls, wie man die Opfer in die Kneipen bekommt. Die Bande betreibt eine große Anzahl Taxameter, die von den ahnungslosen Passanten gemietet werden. Kaum sitzt der Gast darin, so beginnen vom Motor die giftigen Abgase in das Innere des Autos hineinzudringen und den Gast langsam zu betäuben. In diesem Zustand gelangt er also in die Unterwelt.

Erwacht er aus seinem Giftgasschlaf, so wird ihm gedroht, daß man entweder eine sehr kompromittierende photographische Aufnahme von ihm machen wolle — die dazu notwendigen Frauen erscheinen gleichzeitig auf der Bildfläche — oder aber — er schreibe einen Scheck über eine Summe von soundsoviel Dollar aus.

Ein gewisser Greenstein hat mit seinem Freunde Arthur Galley im Laufe der Zeit nachweislich nicht weniger als 40 000 Dollar eingenommen. Greenstein erhielt 3 Jahre Gefängnis, sein Helfer wird noch gesucht. Einige andere Bandenmitglieder wurden ebenfalls zu Gefängnisstrafen verurteilt. Freigesprochen werden mußten nur die Mädchen, da man ihnen nicht nachweisen konnte, daß sie wußten, um was es sich handle.

Die Aufmerksamkeit der Polizei gilt nunmehr den Ermittlungen der Autos, die bei den Verbrechen Verwendung fanden. Die Gase werden statt zum Auspuff durch eine besondere Röhre, die ein- und ausgeschaltet werden kann, in das Autoabteil geleitet. Die Gase werden aber vorher ganz primitiv filtriert, so daß sie farb- und zum großen Teil auch geruchlos sind, nicht aber ihre betäubende Wirkung verlieren. Von Augenzeugen wird ferner versichert, daß nicht nur Autos als Mittel zum Zweck dienten: Viele Gäste wurden mit betäubenden Getränken bewußtlos gemacht und dann ins Hinterzimmer geschleppt, wo man die gleichen Erpressungen an ihnen vornahm.

Bunte Chronik

*** Tutank-Amon-Angstpsychose in London.** Die großen Schätze aus dem Grabe Tutank-Amons sollen in nächster Zeit in London ausgestellt und dem Publikum zugänglich gemacht werden. Die großartigen Funde befinden sich zur Zeit in dem Museum in Kairo. Da die englische Öffentlichkeit sich für die Tutank-Amon-Schätze interessierte, traf die englische Regierung mit der Direktion des Museums in Kairo ein Abkommen, wonach alle Gegenstände aus der Grabstätte Tutank-Amons vorübergehend nach London gebracht werden sollen. Die Vorbereitungen für den Transport und die betreffenden Sicherheitsmaßnahmen sind bereits getroffen. Allein das Gold und die anderen Edelmetalle, die aus dem Grabe des Pharao ans Tageslicht gebracht wurden, werden auf zwanzig Millionen Mark geschätzt. Ihr künstlerischer und kulturhistorischer Wert ist natürlich noch viel höher. Nervöse und abergläubische Menschen verbreiten in der englischen Hauptstadt das Gerücht, daß die Tutank-Amon-Ausstellung den Einwohnern Londons Unheil bringen würde. Sie verweisen darauf, daß viele Menschen, die mit diesen Schätzen in Berührung kamen, ein jähes Ende fanden. Herr Carter, der zusammen mit dem inzwischen verstorbenen Lord Carnarvon die Ausgrabungsarbeiten im Jahre 1922 geleitet hatte, gab vor Londoner Pressevertretern eine Erklärung ab, in der er solche Befürchtungen zu zerstreuen suchte. Von den etwa 100 000 Menschen, die im Laufe der letzten Jahre das Museum in Kairo besuchten und die Tutank-Amon bewunderten, sei keinem einzigen ein Unheil zugestoßen. Von den zahlreichen Personen, die mit den Ausgrabungen direkt zu tun hatten, seien nur drei gestorben. Aber auch diese Todesfälle lassen sich auf vollkommen natürliche Weise erklären. Es gebe also keinen Grund zur Unruhe.



Widerspruch.



Junggeselle (stark angeheitert): „Und mich nennen die Leute einen alleinstehenden Herrn!"

*

*** Vorwurf.** Zwei Knaben prahlen mit ihrem Wissen. Fragt einer: „Wer war Kolumbus?"

Der zweite schweigt.

„Und du willst der Sohn eines Eierhändlers sein?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.